

Das Goetheanum

Wochenschrift für Anthroposophie

Gedanken zur Quelle der Gegenwart | Christine Gruwez

Die Zeit drängt

«Was ist an der Zeit?», so fragte die studentische Hochschulwoche am Goetheanum vom 3. bis 7. Oktober (S. 3). Und tatsächlich: Die Frage stellt sich ganz allgemein, wenn man sich einmal einen Moment Zeit nimmt. Christine Gruwez hat sich diese Zeit genommen.

«Es ist an der Zeit!», ruft der Alte mit der Lampe in Goethes Märchen der grünen Schlange. «Es ist an der Zeit!» Wie geheimnisvoll und zutiefst erwartungsvoll klingen diese Worte, als ob ein großes Mysterium im Begriff ist, sich zu offenbaren. Aber ist nicht das größte Mysterium das Mysterium der Zeit selbst? Was ist an der Zeit, wenn nicht die Zeit selbst? Und was heißt Zeit, wenn nicht die reine Gegenwart?

Selbstverständlich kann die Gegenwart auch als jener Punkt gedeutet werden, an dem sich Vergangenheit und Zukunft gegenseitig berühren. Das Jetzt ist dann ein Begegnungsmoment, der zwischen diesen beiden liegt. Das Jetzt als die Atempause zwischen dem Strom, der aus der Vergangenheit kommt und dem Strom, der aus der Zukunft kommt. Aber man kann diesen Vorgang auch umkehren.

Eins werden mit dem Augenblick

Vergangenheit und Zukunft sind letztendlich nur da, weil es die immer neu hervorquellende Gegenwart gibt. Die Gegenwart ist der Quellpunkt, an dem die Zeit hereinbricht. Es kommt also darauf an, dabei zu sein, das heißt, an diesen Quellort zu gelangen. Die Gegenwart lässt sich nicht durch irgendwelche Uhren anzeigen. Die Uhrzeit und die Gegenwart als Quellort der Zeit sind zwei vom Wesen her verschiedene Katego-

rien. Die zweite Art Zeit lässt sich nur in mir selbst finden, nicht als ein Vorgegebenes, sondern durch die Tätigkeit des Sich-Vergegenwärtigens. Eben dies heißt: dabei zu sein.

Aber auf welche Weise sollte ich dabei sein? Wie werde ich «gegenwärtig»?

Es fängt damit an, dass ich mich sammle. Ich gelange erst dann zur inneren Samm-

lung, wenn ich jegliche Reaktionen und Kommentare, all dasjenige, was ich weiß, zum Schweigen bringe. Die Stille, die dadurch in meinem Innern entsteht, ist alles andere als eine Leere. Im Gegenteil: Sie ist ein offener Raum, ein Frei-

raum, der mit Möglichkeiten geladen ist. In diesem offenen Raum, in dem ich alles, was in mir selbst immer wieder sprechen will, zum Schweigen gebracht habe, kann ich ein Zuhörender werden. Im Zuhören werde ich eins mit mir selbst und eins mit dem Augenblick. Beides vollzieht sich in einer einzigen unteilbaren Bewegung. Das, was ich vernehme, ist nichts anderes als die Stimme meiner Zeit. Ich bin an der Quelle der Gegenwart angekommen. Diese Quelle ist gleichzeitig der Einstieg dazu, im wahrsten Sinne des Wortes Teilhabender meiner Zeit zu werden. Ich werde zum Zeitgenossen. Unablässig erklingt es: Es ist nicht nur an der Zeit, sondern die Zeit drängt. ■

Aus dem Niederländischen von Agnes Dom-Lauwers.



Im Mittelpunkt der Zeit – eins mit mir selbst

19. Oktober 2007 | Nr. 42

Was ist an der Zeit?

Tagungen – Zeitereignisse. Persönlichkeiten – Zeitgenossen. Beide stehen im Zeitenstrom, bilden Jetzt-Punkte, bündeln Zeit. Sie sind die Antwort auf die obige Frage: ob in Burma, in Dornach, in Greifswald oder in Basel, ob in der Person von «50 Cent», Sophia-Janet Aleerni, Sue Scott oder Walter Kempowski – Menschen sind an den Fragen der Zeit und suchen selbst nach Antworten.

Seiten 1, 3–11

Generäle kontra Mönche

Drastische Preiserhöhungen sind der vordergründige aktuelle Anlass für die Protestkundgebungen in Burma. Tausende Mönche beteiligten sich. Die sogenannte «Safranrevolution» knüpft an die Demonstrationen von 1988 an, die blutig niedergeschlagen wurden. János Darvas über die schwelenden Konflikte im «Vipassana-Land» und die spirituelle Dimension des Geschehens.

► Seite 2

Zum Tod von Walter Kempowski

«Archivar des kollektiven Gedächtnisses» nennt ihn Andreas Neider, «Anwalt der Toten» Roland Wiese: Am 5. Oktober starb mit Walter Kempowski einer der größten Autoren deutscher Sprache. Neider und Wiese ehren den Literaten.

► Seite 10, 11

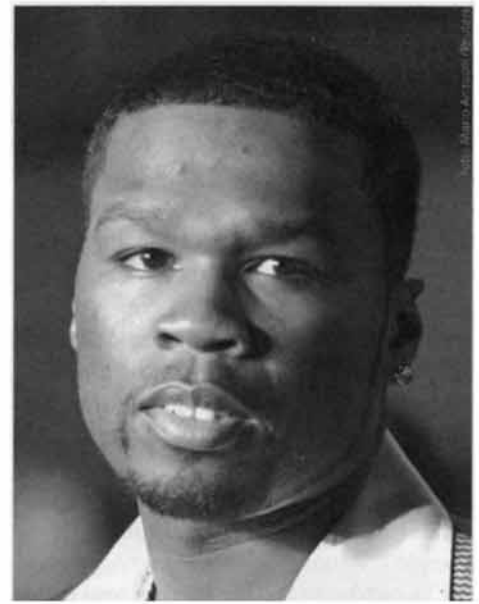
Bio-Ausbildung in Ostdeutschland

Gute Bioprodukte sind gefragt. Menschen, die sie anbauen, oftmals rar. 2008 startet nun auch in Brandenburg die erste freie Ausbildung zum «Demeter»-Bauern.

► Seite 20

Weg in die Freiheit

Mit sechs Jahren gehörte Curtis Jackson alias «50 Cent» bereits einer gefürchteten Dealergruppe an. Inzwischen ist er einer der bekanntesten zeitgenössischen Rapper. In einer persönlich gehaltenen Erzählung, die der umstrittenen Autobiografie des Künstlers entlang geschrieben ist, spürt Rainer Schnurre der aufkeimenden Freiheit im Leben von «50 Cent» nach.



Heute einer der erfolgreichsten Rapper: «50 Cent»

Ein heißer Sommertag 2007. Ich laufe durch die Tieckstraße in Berlin-Mitte, auf der Suche nach einem stillen Ort, um einen Moment auszuruhen. Über einer Toreinfahrt lese ich: «Golgotha-Gemeinde». Das geöffnete Tor zieht mich an. Ich sehe Graffiti an den Hauswänden. Auf einer Mülltonne im Hinterhof ist mit roter Farbe «Revolution» gesprayt. Auf einer Bank sitzt ein älterer Mann und liest ein Buch. Ich setze mich zu ihm. Er schaut auf. Ich sage: «Guten Tag.» Er nickt, murmelt: «Hi», liest weiter. Wilder Wein rankt die Ziegelstein-Brandmauer hoch, bis in den vierten Stock. Plötzlich fällt mein Blick auf einen schmalen Zettel, der auf die Rücklehne der Bank geklebt ist. Ein Jugendlicher mit kämpferisch erhobenem Arm darauf, darunter ist zu lesen: «Gegen die Gesamtscheiße». Mir wird sympathisch warm. Ich empfinde: Besser kann das heute – aus Sicht der Jugend – nicht zusammengefasst werden. Genial diese Jugend!

Verständnis für den eigenen Sohn

Der ältere Mann schaut mich an, als habe er meine Gedanken gelesen. Ich frage: «Was lesen Sie da?» Er hält mir das Buch hin. Ich lese: «Dealer, Rapper, Millionär – 50 Cent». Ich frage: «Was interessiert Sie an «50 Cent»?» Er erwidert: «Ich habe einen Sohn, der bei seiner Mutter groß wird. Er und seine Clique sind voll auf «50 Cent» abgefahren.

Ich kann mit Rap nichts anfangen. Aber ich möchte meinen Sohn verstehen. Also habe ich mir die Autobiografie von «50 Cent» besorgt.

Der Satz, mit dem das erste Kapitel beginnt, traf mich wie ein Blitz: «Ich kann mich an die Zeit erinnern, als es so was wie Crack noch nicht gab.» Ich fragte mich: Wie kann jemand mit einem solchen Satz seine Autobiografie beginnen? Ich lese das Buch nun schon zum zweiten Mal. Ich verstehe jetzt nicht nur meinen Sohn, sondern auch wie einer «50 Cent» werden kann.»

Der Abendgesang der Amseln schallt durch die Hinterhöfe. Ich frage: «Wollen Sie mir etwas von ihm erzählen?» Er zuckt mit den Schultern: «Mein Sohn holt mich gleich ab, aber bis er kommt – warum nicht?»

Er überlegt eine Weile, beginnt zögernd: «Auf MTV, einem Musikkanal, sah und hörte ich ihn zum ersten Mal. Es war nichts, was mich besonders ansprach, eher stieß mich seine Art ab. Rap übersetze ich frei mit «rhythmischer Hassgerede.» Sich stark fühlen durch Verachtung anderer, bei gleichzeitig überspannter Forderung, selbst respektiert zu werden – das ist schon eine wilde Mischung.»

Vom Ritalin ganz dumpf

Der Mann sieht mich prüfend an. «Mit bürgerlichem Namen heißt er Curtis James Jackson III. Seinen Vater hat er nie kennengelernt. Wenn er die Mutter nach seinem Vater fragte, erwiderte sie: «Ich bin deine Mutter und dein Vater.»

Die Mutter, 1960 geboren, bringt Curtis, den sie nur Boo Boo ruft, mit 15 Jahren zur Welt. Sie verdient ihr Geld als Drogendealerin und lässt ihn deshalb bei den Großeltern aufwachsen. Sie ist gut im Geschäft, besitzt bald ein kleines Haus und wird 1983, im Alter von 23 Jahren, ermordet.

Damals ist Boo Boo acht Jahre alt. Er hat viele junge Onkel und Tanten, die alle im ärmlichen Haus der Großeltern leben. Ihre Hauptbeschäftigungen sind Parties, Alkohol- und Drogenexzesse. Selbst der Großvater ist meistens betrunken. Curtis hat nur zur Großmutter eine Nähe.

Er wird oft auf sein Zimmer abgeschoben. Unter seinen jungen Tanten und Onkels, recht allein gelassen, wird er hyperaktiv. Er bekommt Ritalin und bemerkt, dass Ritalin eine Droge ist, die sein Blut dick und ihn ganz dumpf macht. Das ist ihm so unangenehm, dass die Androhung, «wenn du nicht brav bist, bekommst du wieder deine Droge» reicht, dass er sich selbst bän-

Sich stark fühlen durch Verachtung anderer, bei gleichzeitig überspannter Forderung, selbst respektiert zu werden – das ist schon eine wilde Mischung.

dig, um nicht in diesen hilflosen Zustand versetzt zu werden. Das ist eine erstaunliche Freiheitsgeste», sagt der Mann, plötzlich zu mir gewandt.

Steigt ins Geschäft ein

Nach einer Pause fährt er fort: «Die meiste Zeit verbringt Curtis auf der Straße. Hier beherrschen Dealer die Szene. Er kann sie bald schon von den Kunden unterscheiden – aufgrund der Markenkleidung und der Autotypen. Einer der Männer kleidet den Knaben ab und zu mit Markenklamotten ein, ohne dass er irgendetwas von ihm haben will. Curtis ist dabei, wenn er Kokain kocht und daraus Crack herstellt. Von ihm lernt der 11-jährige auch, wie man die Deals macht und wie man das Zeug «vertickt». Schon bald steigt er selbst ins Geschäft ein.

Mit 14 Jahren hat er seinen ersten Mitarbeiter und kann sein erstes Kilo Kokain kaufen. Zu dieser Zeit beginnt er auch mit dem Boxen. Eines Tages erklärt ihm sein Trainer: «Im Ring kommt es nur auf dein Herz an. Aber noch wichtiger ist deine Technik.» Hier begreift er, dass man im Sport nicht nur physische Kraft braucht, sondern dass dieser auch eine psychologische Komponente hat. Für Curtis ändert sich, durch diese Einsicht, seine Gesamtlage. Es entsteht ein nächster Schritt in die Freiheit, die innere.

Zur Schule geht Curtis nur noch sporadisch. Der Sicherheitsbeamte kontrolliert ihn genau und findet eines Tages tatsächlich Drogen, die Curtis in seinen Schuhen vergessen hatte. Darauf wird er zu zwei Jahren Drogenrehabilitation verdonnert. Hier trifft er den älteren Ed, der wegen Drogenkonsums dort ist. Dieser verurteilt niemanden, außer sich selbst. Er sagt zu Curtis: «Meine mangelnde Eigenverant-

wortung war meine größte Schwäche. Seitdem ich den Mangel behoben habe, ist sie meine größte Stärke geworden.» Ed verurteilte auch Curtis nicht, sondern sagte zu ihm: «Du bist fehlgeleitet, zielstrebig, aber fehlgeleitet.» Die nächste Stufe der Freiheit blitzt auf», merkt der Erzähler an.

Der Gesang der Amseln ist verebbt. Der Mann fährt fort: «Als Curtis seinen ersten Ausgang mit raffinierter Intelligenz erstreitet, steigt er wieder direkt ins Drogengeschäft ein. Durch ein kleines Missgeschick geht er jedoch der Polizei in die Falle. Bis zehn Jahre Gefängnis erwarten ihn oder Schockhaft. Er entscheidet sich sofort für Letztere. Er wird dem härtesten Drill unterzogen, lässt sich aber nicht kleinkriegen. Lange sträubt er sich. Dann schwenkt er äußerlich um und tut so, als ob er sich anpasst. Er wird ein Musterinsasse.

An die Schockhaft schließt sich das «Afterschock-Programm» an. Er muss Seminare besuchen und sich drei Mal pro Woche bei seiner Bewährungshelferin melden. Die übrige Zeit vertickt er Crack. Zur dieser Zeit sagt er hinterher: «Als ich durch war, hatte ich wirklich Disziplin erlangt.»

In dieser Zeit taucht eine Frau auf, die Curtis sehr gefiel. Tanisha lässt ihn zuerst jedoch abblitzen. Es war schlicht und ergreifend die Art, wie sie nein sagte, die ihn besonders faszinierte. So wurde Tanisha später die Mutter seines Sohnes. Als sie schwanger geworden war, schaffte sie es, Curtis zum gründlichen Nachdenken über sein Leben zu animieren.»

Name verschafft Respekt

Der Mann an meiner Seite hält wieder inne, schaut mich an und flüstert nach einer Weile: «Wieder ein Freiheitsschritt in seiner Entwicklung.» Dann setzt er seine Erzählung fort: «Eines Tages trifft Curtis in einem Nachtclub auf Jam Master Jay von den Run-DMC. Sie sind die Beatles des Hip-Hop. Curtis sagt halb im Scherz zu ihm: «Ich will auch ein Rapper werden.» Jam nimmt ihn beim Wort. Die ersten Reime, die Curtis liefert, sind zwar unprofessionell, aber Jam Master Jay erkennt sein Talent und nimmt ihn unter Vertrag. Curtis' Texte sind, verglichen mit anderen, sehr hart. Sie berichten von seinen Erlebnissen auf der Straße. So kommt er auch auf seinen Namen: Der echte «50 Cent» war ein Gangster aus Brooklyn, der Rapper beraubte. Er war zwar tot, aber man hatte auf der Straße immer noch Respekt vor ihm, also wollte er seinen Namen am Leben erhalten. Curtis beginnt, sich als «50 Cent» zu vermarkten. Statt Drogen zu verkaufen, sitzt er nun den ganzen Tag vor seinem Ghettoaster und versucht, zu allem, was an Musik läuft, Raps zu schreiben.

Beim Friseur trifft der angehende Musiker einen Manager von Columbia. Er spielt ihm eine Kassette vor. Nach einer Woche bekommt er einen ersten Vertrag. Dafür muss er aber eine enorme Ablösesumme an Jam Master Jay zahlen, der ihn nicht aus dem Vertrag lassen will. Curtis bemerkt in seiner Biografie dazu: «Manchmal erinnert mich das Rappbusiness ans Crackdealen. Aber im Drogengeschäft kann man es jemandem wenigstens heimzahlen, wenn er einen über den Tisch zieht.»

Äußerst knapp am Tod vorbei

Da kommt ihm die Idee zu «How To Rob». Der Song war in etwa 30 Minuten geschrieben: Er drückte nur aus, wie er sich tatsächlich fühlte. Er war pleite. Also machte er diese Platte, indem er die Namen von all jenen aussprach, die er gern berauben würde. Die Reaktion auf die Platte ebnete ihm den Weg ins Musikgeschäft. Trotzdem dealte Curtis weiter – jetzt noch aggressiver. Obwohl er beständig auf der Hut ist, passt er einmal nicht auf. Rückblickend schreibt er dazu: «Ich möchte gern glauben, dass ich es in diesem Moment kommen sah, aber ich sah es nicht kommen. Die Hand des Schützen kam durchs offene Fenster und feuerte Schuss um Schuss auf mich ab. Eine Kugel riss ein Loch in mein Gesicht und mein Mund explodierte. Ein weiteres Projektil zerfetzte mir die Hand, bevor der Fahrer endlich losfuhr. Nachdem aus nächster Nähe neun Mal auf mich geschossen wurde und ich nicht gestorben war, begann ich zu glauben, dass mein Leben einen Sinn hat. Ich dachte: Ich muss doch aus irgendeinem Grund hier sein.»

Will anderen einen Anstoß geben

Er trainiert hart, um wieder laufen zu lernen und produziert sein erstes richtiges Album «Get Rich Or Die Tryin», das ein Riesenerfolg wurde. Es war seine Mission. Dennoch hält sich Curtis keinesfalls für ein Vorbild, weil er denkt, dass ein Vorbild nur positive Sachen sagen sollte. So ist er nicht. Er will mit seinen Geschichten jedoch den Menschen, die von ganz unten kommen, einen Anstoß geben. Sie sollen ihn ansehen können und sagen: «Ich weiß, dass ich es schaffen kann, denn er hat es auch geschafft.» Der Erzähler hält inne und schaut mich längere Zeit nachsinnend an. Plötzlich sagt er: «Hier erscheint die naiv brave Aussage vom amerikanischen Traum. Ich empfinde es als einen

Alptraum, dieser «Du-kannst-es-schaffen-Wahn» – ja, auf Kosten von Millionen anderer Menschen schaffen es die, die sich darin einig sind, als die wenigen gegen die vielen anderen anzutreten. Und wenn sie oben angekommen sind, den anderen zuzurufen: Macht es doch auch so...»

Glauben an eine höhere Macht

«Get Rich Or Die Tryin» verkauft sich weltweit elf Millionen Mal. «50 Cent» bekommt einen Werbevertrag für G-Unit-Turnschuhe; es gibt inzwischen ein Mineralwasser Formular 50, eine G-Unit-Modellkollektion und den Film «Get Rich Or Die Tryin». Er gründet daraufhin die G-Unit-Stiftung, die die Gruppen in seinem Viertel, die gemeinnützige Arbeit leisten, finanziell unterstützt.»

Zum Schluss liest mein Nachbar mir noch eine längere, sehr aufschlussreiche Stelle aus dem Buch, das aufgeschlagen auf seinen Knien liegt, vor: «Ich habe gerade erst angefangen, in der Rapszene mitzumischen, und will meine Errungenschaften nicht in etwas Negatives verwandeln. Ich glaube an eine höhere Macht. Ich glaube an Gut und Böse. Ich glaube an Gott. Die Leute glauben, das gesamte Denken eines Dealers kreise

«Ich habe es nicht umsonst überlebt, dass neun Mal auf mich geschossen wurde. Ich weiß, dass mein Leben einen Sinn hat.»

«50 Cent»

nur um das Ghetto, um Zuhälter und Dealer. Aber das trifft nicht zu. Ist es nicht so, dass auf dieser Dealermentalität die USA aufgebaut wurden? Alle großen Namen der Geschichte haben einmal damit begonnen, irgendetwas zu verticken. Und soweit ich weiß, war das auch nicht immer unbedingt legal. Soweit ich es sehe, ist selbst ein Nigger wie ich kein Zufall. Ich habe es nicht umsonst überlebt, dass neun Mal auf mich geschossen wurde. Ich weiß, dass mein Leben einen Sinn hat. Ich glaube nicht, dass ich bereits alles getan habe, was mir vorbestimmt ist.» Inzwischen ist es dunkel geworden. Es fällt Licht aus einigen Fenstern in den Hinterhof. Die Luft ist noch mild. Ich höre jugendliche Stimmen. Der Mann steht auf, nickt mir zu: «Mein Sohn und seine Leute...»

«Ich habe den Eindruck», sagt er zögerlich: «wir schaffen der Jugend keine Freiräume für ihre spirituelle Entwicklung, die sie aber doch dringend benötigen. Die Jugend sucht in den Nächten der untergehenden Sonne der Gegenwart ein Licht, eine Sonne um Mitternacht, wenn ich mich poetisch von Ihnen verabschieden darf.» Feuerwehr- und Polizeisirenen durchkreuzen schrill die Nacht. ■